

Christian Jaschinski

STARCK
und das dritte Leben

Thriller



WIE WEIT WÜRDEST DU GEHEN, UM DEIN LEBEN ZURÜCKZUBEKOMMEN?

**Ein Erpresser-Video. Ein eiskalter Killer. Ein ver-
zweifelter Vater, der alles auf eine Karte setzt.**

*All die Jahre war er durch die Hölle gegangen für diesen Moment.
Um nun in ihren großen Kinder Augen die quälende Frage zu sehen:
Wer bist du?*

Andreas Starck steht endlich kurz davor, die gesamten
Machenschaften um die Kindesentziehung aufzudecken,
mit denen ihm seine Tochter Greta genommen wurde.

Da erhält er ein verstörendes Video.

Es zeigt ihn offenbar bei einem Mord – mit der unmissver-
ständlichen Drohung, dass diese Aufnahme veröffentlicht
wird, sollte er weiterhin darauf dringen, Gretas Adoption
rückgängig zu machen.

Als ihm dann noch ein weiterer Mord in die Schuhe
geschoben wird, und Starck sich einem neuen, skrupellosen
Gegner ausgesetzt sieht, wird ihm klar, dass die tatsächlichen
Hintergründe und Geheimnisse um die gefälschten Adop-
tionsdokumente weit dunkler sind, als er je vermutet hätte.
Eigentlich ist Starck seiner Tochter so nah wie seit Jahren
nicht mehr. Doch wie kann er seinen Widersacher aus-
schalten, ohne seine Tochter zu gefährden? Und ist seine
Tochter in der neuen Familie vielleicht nicht nur sicherer,
sondern auch glücklicher?

**Wenn der Gejagte zum Jäger wird!
Voller dunkler Geheimnisse, unerwarteter Wendungen
– einfach Spannung pur!**

CHRISTIAN JASCHINSKI

STARCK

UND DAS DRITTE LEBEN

»Suchtstoff!

Jaschinski weiß, wie Spannung geht.«

Klaus-Peter Wolf

THRILLER



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind vom Autor nicht beabsichtigt.

Copyright © 2026 by Maximum Verlags GmbH

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an uns:

Maximum Verlags GmbH

Hauptstraße 33

27299 Langwedel

www.maximum-verlag.de

E-Mail: info@maximum-verlag.de

1. Auflage 2026

Lektorat: Bernadette Lindebacher

Korrektorat: Angelika Wiedmaier

Satz/Layout: Alin Mattfeldt

Umschlaggestaltung: Alin Mattfeldt

Umschlagmotiv: Temstock / Shutterstock, KI generierter Inhalt unter der Verwendung von Adobe Firefly

E-Book: Mirjam Hecht

Druck: CPI books GmbH

Made in Germany

ISBN: 978-3-98679-043-1

*Für alle,
die keine leichte Kindheit hatten
und sich dennoch entschieden haben,
den Kreislauf zu durchbrechen und gute Eltern zu sein.*

WAHRHEIT UND DICHUNG

Während die Schauplätze dieser Geschichte zum überwiegenden Teil real sind, hat der Autor sowohl die Handlung als auch die agierenden Personen frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Geschehnissen, lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die sachliche und örtliche Zuständigkeit im Justizvollzug sind in Deutschland durch die Vollstreckungspläne der jeweiligen Bundesländer geregelt. Bezüglich der JVA Düsseldorf am Standort Ratingen stimmen im Buch Fiktion und Realität nicht überein.

THREE LIVES – DREI LEBEN

Titelmusik zu *STARCK und das dritte Leben*
[T & M: Christian Jaschinski]

[Verse]

*dust on my boots
gray sky ahead
whispers of the road
won't let me forget
three lives behind me
one I regret*

[Chorus]

*three lives, three lives
I carry them all
one in the shadow
one in the fall
one in the whispers
that endlessly call*

VOR FÜNF JAHREN

Irgendwo weint ein Mithäftling. Seine Stimme klingt jung. Hilflos. Verzweifelt.

Zwischen den Schluchzern wiederholt er die immer gleichen Sätze: »Ich will das nicht mehr. Wie soll ich das hier aushalten? Ich will hier raus!«

Starck vermag nicht zu sagen, wie weit dessen Zelle von seiner entfernt liegt. Als Staatsanwalt kennt er die Statistik. Suizid ist die häufigste Todesursache in Gefängnissen. Auch in deutschen. Bei Männern doppelt so häufig wie bei Frauen. Der erste Haftmonat birgt das höchste Risiko. Wer sich umbringen will, findet trotz aller Sicherheitsmaßnahmen einen Weg.

»Halt endlich die Schnauze, du dämliche Heulsuse!«, schreit ein anderer.

Die Reaktion darauf lässt nicht lange auf sich warten. »Halt selbst die Klappe, du Arsch! Wenn er flennen will, lass ihn doch.«

»Ich will pennen, Mann! Der nervt.«

Starck sitzt im Schneidersitz auf dem Bett. Es ist dunkel. Niemals zuvor hat er sich dermaßen einsam gefühlt. Allein. Von aller Welt verlassen. Als hilfloses Opfer.

Er denkt an Daniela und Greta. Sie alle drei sind Opfer einer himmelschreienden Ungerechtigkeit geworden. Eines

brutalen Komplotts, das seine Frau gar das Leben gekostet hat. Starck kann es immer noch nicht fassen. Seine Tochter Greta hat er seitdem nicht wiedergesehen.

Nichts wird jemals wieder so sein, wie es einmal war.

Ihr Glück war flüchtig. Von einem auf den anderen Moment ist es ihnen genommen worden.

Warum lebt man so selten im Glück des Augenblicks? Im Jetzt? Warum erkennt man sein Glück meist erst in der Rückschau?

Tränen tropfen auf das Bild, das er auf dem Schoß mit beiden Händen hält. Er kann es nicht erkennen, weil das Licht schon lange aus ist. Starck weiß auch so, dass das Foto aus guten Tagen zeigt, was er vor wenigen Wochen verloren hat. Seine Frau und seine Tochter. Lachend im blau-weiß gestreiften Strandkorb am idyllischen Strand von Utersum auf der Nordseeinsel Föhr. Die Erinnerung gaukelt ihm vor, er könne die Wellen hören, die Sonne auf der Haut spüren und das Salzwasser riechen.

Draußen auf dem Flur wird es langsam ruhiger.

Die Tür, die seine Zelle vom Flur trennt, ist abgeschlossen. Von außen.

Seine Zelle misst zehn Quadratmeter. Vielleicht zehneinhalb. Auf keinen Fall elf. An den ständigen Lärm hat er sich noch nicht gewöhnt. Es fehlt an täglicher Routine.

Irgendwann muss er wohl im Sitzen eingesnickt sein. Nun hat ihn ein Geräusch geweckt.

Jenseits der Tür hört er leises Getuschel. Es interessiert ihn nicht. Es geht ihn nichts an. Hier kümmert sich jeder um seinen eigenen Scheiß.

Dann jedoch hört er, wie der Schlüssel ins Schloss geschoben wird. Jetzt ist Starck hellwach.

Was wollt ihr mitten in der Nacht von mir?

Sein Reptilienhirn schlägt Alarm. In dieser Deutlichkeit hat Starck das noch nie gespürt. Aber hier stimmt etwas überhaupt nicht. Er nimmt die Bedrohung auf der anderen Seite der Zellentür körperlich wahr.

»Was gibt's, Leute?«, fragt Starck Richtung Tür.

Ganz kurz wird es still.

Dann wieder Gemurmel.

Schlussendlich dreht sich der Schlüssel im Schloss.

»Wir müssen uns mal mit dir unterhalten.«

»Worüber?« Jedes noch so kleine Härchen auf Starcks Haut hat sich aufgerichtet. Das Bett gibt ein ächzendes Geräusch von sich, als er aufsteht. Leise huscht er hinüber, um an der dem Bett gegenüberliegenden Wand zu warten.

Die Zellentür wird geöffnet.

Wie viele sind es? Drei? Oder vier?

Starck spürt ihre Anwesenheit mehr als dass er sie sieht. Sie haben das Flurlicht im Rücken. Durch das Fenster der Zelle fällt nur wenig Licht in den Raum.

Er kann sich nicht verstecken.

»Komm mit.«

»Wohin?«

»Du wirst es erleben.«

Jetzt erkennt Starck den Redner. Einer von den Skinheads, die er mehrfach im Speisesaal gesehen hat. Tattoos der arischen Bruderschaft.

Wie sind die an den Schlüssel für seine Zelle gekommen?

»Warum?« Mit der Frage will er sich Zeit erkaufen, denn Starck ahnt, dass er die Antwort sehr bald schmerzlich erfahren wird.

»Mach einfach, was wir sagen.«

»Nein.«

»Was? Bist du taub, Blödmann?«

»Nee, lass mal. Mir ist heute Nacht nicht nach einem Ausflug.«

»Das kannst du dir nicht aussuchen, Blödarsch«, sagt der Redner.

Dann folgt der Angriff.

Wie aus dem Nichts bekommt Starck einen Faustschlag an die Schläfe. Er taumelt benommen. Schlägt um sich. Tritt nach dem Nächstbesten.

Es nutzt nichts. Sie schlagen und treten auf ihn ein. Jeder Hieb sitzt. Dann wird er von kräftigen Armen gepackt. Je ein Mann für jeden Arm und jedes Bein.

Starck windet sich.

Schreit.

Bekommt wieder einen Schlag an den Kopf und brutal einen Knebel in den Mund gedrückt. Sie verlassen die Zelle. Tragen ihn ungestört den Flur entlang.

Mit dem rechten Auge sieht Starck nichts mehr. Blut ist hineingelaufen. Er muss eine Platzwunde am Kopf haben.

Im Flur spendet die Notbeleuchtung schummeriges Licht. Verzweifelt versucht er, sich aus dem brutalen Griff seiner Peiniger zu befreien.

Vergeblich.

Sein Hilfeschrei kommt nicht weit. Starck bringt nur noch ein Stöhnen und Grunzen zustande. Der Knebel verschluckt jeden Laut.

Aber wer sollte ihm jetzt auch helfen, wenn schon Wärter mit Angreifern gemeinsame Sache machen?

Denn wieso haben diese Kerle bitte sonst einen Schlüssel zu seiner Zelle? Und warum hilft ihm hier niemand?

Irgendwann halten sie an und werfen ihn wie einen Sack Abfall einfach auf den Fußboden.

Starck schlägt hart auf. Ihm bleibt kurz die Luft weg. Der Kopf hat auch was abbekommen, sodass er benommen liegen bleibt. Er spürt, wie sie ihm die Kleidung vom Körper reißen.

Dann trifft ihn der kalte Wasserstrahl.

Er krümmt sich zusammen.

Bekommt einen Tritt in den Rücken.

Irgendwann sagt jemand: »So, Herr Staatsanwalt. Jetzt fängt der Spaß erst richtig an.«

1. KAPITEL

Niemals im Leben hätte sich der Waran als Auftragskiller bezeichnet. Diese Charakterisierung war viel zu kurz gegriffen, weil sie seiner komplexen Tätigkeit nicht gerecht wurde, die er gegen bedeutende Honorare für wechselnde Auftraggeber ausführte.

Vor allem aber war dem Waran der Begriff »Auftragskiller« deutlich zu ordinär. Nahezu primitiv. Nein, damit konnte und wollte er sich nicht identifizieren.

Vielmehr führte er Spezialaufträge aus, für die man als Auftragnehmer – unter Wahrung höchster Diskretion – über besonderes Fingerspitzengefühl, taktisches Geschick, vorausschauende planerische Kompetenzen und perfektes Timing verfügen musste. Besser also, man sprach von *Special Operations*. Immerhin war er international tätig.

Selbstverständlich gehörten gezielte Tötungen zu seinem Angebotsportfolio, das war ja überhaupt nicht die Frage. Aber ihn darauf zu reduzieren, hätte bedeutet, ungefähr neunzig Prozent seiner Fähigkeiten und seines großen Wissensschatzes zu ignorieren.

Der Waran arbeitete allein.

Immer.

Schon seit vielen Jahren.

Das hatte Gründe. Bedeutsame, lebenswichtige Gründe.

Und er achtete penibel auf die Einhaltung seiner drei Prinzipien.

Erstes Prinzip: Anonymität.

Der Waran liebte es, unsichtbar zu sein. Und tat alles dafür, dass sich das nicht änderte. Bei keinem Auftrag ging er das Risiko ein, seine Tarnung in Gefahr zu bringen.

Er kam wie ein Geist und verschwand im Anschluss an seinen Job spurlos. Was sich in vielen Fällen einfacher gestaltete, als das Laien vielleicht gemeinhin vermutet hätten. Oft waren es nur kleine Veränderungen, die er an seinem Äußeren vornahm, damit er in der Masse der Menschen verschwand wie das berühmte Sandkorn am Strand.

Die ersten Jobs hatte er vor langer Zeit noch unter seiner tatsächlichen Identität angenommen. Bitterer Fehler, teures Lehrgeld, wie er später schmerzhaft festgestellt hatte.

Mühsam hatte er sein altes Leben auslöschen müssen, um zu überleben. Er war gezwungen gewesen unterzutauchen, weil er von fragwürdigen Gestalten Aufträge angenommen und im Rahmen der Auftragsausführung den falschen Leuten ans Bein gepinkelt hatte.

Egal, ob du einen legendären Clanchef oder einen bekannten Politiker liquidierst – sieh zu, dass es entweder wie ein Unfall aussieht und dir kein Bulle etwas anderes nachweisen kann. Oder führe die Operation zur Eliminierung der Zielperson genauso perfekt durch, wie du sie geplant hattest. Für beide Varianten gilt: Lass keine DNA zurück und überprüfe vor Annahme des Auftrags, mit wem du dich einlässt.

Die meisten seiner Aufträge bestanden darin, dass ein Arschloch beschlossen hatte, ein anderes von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Damit hatte der Waran kein Problem. Manchmal eliminierte der Waran den Auftraggeber gleich mit, was er wie einen Racheakt des Zielobjekts

aussehen ließ. Das hatte zwei Effekte: Erstens diente es der Einhaltung seines ersten Prinzips, zweitens hatte er dazu beigetragen, die Welt von gleich zwei fiesen Bewohnern zu befreien.

Der Waran war ernsthaft enttäuscht darüber, dass er nicht häufiger Aufträge bekam, die den Herzinfarkt eines unerträglichen Politikers, den tragischen Unfall eines korrupten Wirtschaftsbosses oder das unerklärliche Verschwinden eines pädophilen Kirchenfürsten zur Folge hatten.

Um Geld musste sich der Waran keine Gedanken machen. Seine Dienste hatten ein Preisniveau erreicht, das es ihm erlaubte, nur einen Job pro Jahr zu erledigen.

Daher hatte er vor einiger Zeit damit begonnen, hin und wieder auch auf eigene Rechnung zu arbeiten. Er war ein sehr bedächtiger und sorgfältig abwägender Mensch. Geduld gehörte zu seinen großen Stärken. Manchmal observierte er ein Objekt über längere Zeit. Ein anderes Mal benötigte er nur eine Woche für ein belastbares Bewegungsmuster. Je nachdem, ob es sich um eine hochrangige Person handelte, die von Personenschützern umgeben war, oder einen Kerl, der tagsüber brav zur Arbeit ging und abends Frau und Kinder schlug.

Manchmal gab es auch jemanden, der ihn einfach nur unfassbar nervte. So wie Andreas Starck. Zu Beginn ein scheinbar einfacher Auftrag von diesem Banker aus Zürich. Inzwischen nur noch öde und ohne jede Herausforderung.

Die Uhr für diesen nervtötenden Ex-Knacki lief.

Falsch, sie lief ab.

Der Waran genoss es, sich selbst Aufträge erteilen zu können, die die Welt im Allgemeinen und *seine Welt* im Besonderen zu einem besseren Ort machten.

2. KAPITEL

Starck stöhnte genervt. *Na endlich.*

»Ich glaube, so müsste es wohl gehen.«

Zum wiederholten Mal umrundete er konzentriert die würzig duftende Nordmanntanne, die er vor einer Viertelstunde von der Terrasse geholt und in einem ersten Versuch im Weihnachtsbaumständer fixiert hatte. Starck war aber nicht gleich zufrieden gewesen, hatte er doch selbst den Anspruch formuliert, dass der Baum – von mindestens drei Seiten aus betrachtet – gerade wirken sollte. Nun stand er vor seinem Werk, die Hände in die Hüften gestützt, und nickte.

»Von hier aus sieht er gut aus.« Seine Mutter hatte ihm von ihrem Lieblingsplatz aus amüsiert zugesehen, wie er mit der störrischen Tanne kämpfte, um sie senkrecht auszurichten. Der frisch geschlagene Baum stammte aus einer Schonung im hügeligen Kalletal, einer kleinen Gemeinde in Nordlippe. Die Starcks legten Wert auf die Verwendung möglichst regionaler Produkte und dieser Anspruch schloss auch die Herkunft ihres Weihnachtsbaumes ein.

Susanne Starck saß auf der Chaiselongue mit den grau-weißen Blockstreifen und genoss in Ruhe ihren Tee. Auf dem Fußboden neben ihr stapelten sich die Kartons mit Lichterketten, den Haltern für echte Kerzen und allerlei Christbaumschmuck.

»Elektrische oder echte Kerzen?«, fragte Starck.

»Wenn es dir nichts ausmacht – beides. Damit es richtig feierlich wird am Heiligen Abend, zünden wir die echten an, und in der restlichen Weihnachtszeit können wir schnell die elektrischen anmachen, dann sieht der Baum immer schön aus.«

»Geht klar.« Starck schob die Tanne nun an die Stelle, wo schon seit seiner Kindheit an jedem Weihnachtsfest der Baum gestanden hatte.

Als hätte sie seinen Gedanken gelesen, sagte Susanne Starck: »Weißt du, vor deiner Geburt hatten wir nur echte Kerzen am Baum. Aber du hast sehr früh angefangen herumzukrabbeln oder dich überall hochzuziehen. Also waren die echten Kerzen viel zu gefährlich und darum hat Gustav dann unsere erste elektrische Lichterkette gekauft.« Sie musste ein bisschen kichern. »Was dich natürlich nicht daran gehindert hat, neugierig auch danach zu greifen.«

Starck nickte aus zweierlei Gründen. Zum einen, weil er die alten Geschichten natürlich kannte. Zum anderen ... »Das war bei Greta auch so«, sagte er melancholisch.

Eine drückende Stille breitete sich im Raum aus. Beide hingen ihren Gedanken nach.

Susannes Stimme war ganz leise. »Tut mir leid.«

»Muss es nicht«, sagte Starck. Weil er nun einen Kloß im Hals hatte, schluckte er einmal, hockte sich auf die Sofakante zu seiner Mutter und streichelte ihre Hand. »Wir können es nicht ändern, dass Papa und Daniela tot sind. Aber wir dürfen traurig sein, Mama. Alles andere wäre ja auch ungesund. Aber Greta und wir, wir drei sind noch am Leben ...«

Starck vermisste seine Frau. Er vermisste die Freundin, die Geliebte, die Mutter ihrer gemeinsamen Tochter. Er

vermisste ihren Duft, ihr Lachen, ihre Ideen. Sie war sein Gegenpol gewesen. Sein Nachhausekommen. Seine große Liebe. Niemals im Leben hätte er sich vorstellen können, ohne sie sein zu müssen. Sie hatte ihn korrigiert und zu einem besseren Menschen gemacht. Manchmal waren sie voneinander genervt gewesen, weil Zusammenleben nun einmal auch schwierig sein kann. Aber beide hatten nicht damit aufgehört, sich mit dem anderen auseinanderzusetzen, um sich besser kennenzulernen und zu verstehen. Das war ihnen wichtig gewesen, und auf diesem gegenseitigen Interesse und Vertrauen hatte ihre Beziehung basiert. Sie hatten sich ergänzt und gegenseitig in ihrem Sein bereichert und unterstützt. Jetzt war er allein. Musste nahezu alle Entscheidungen mit sich ausmachen.

Ach, Daniela, mein Schatz. Ich bin immer noch so unfassbar traurig, dass du nicht mehr da bist. Wie gern würde ich noch einmal deine Stimme hören und dich im Arm halten ...

»Und im nächsten Jahr ...«, riss seine Mutter ihn mit der ihr eigenen Zuversicht aus den Gedanken, »... im nächsten Jahr feiern wir Weihnachten doch zu dritt, oder?«

Starck atmete einmal sehr langsam ein und wieder aus. Dann sah er seine Mutter ernst an. »Das hoffe ich wirklich sehr. Aber bis dahin liegt noch ein weiter Weg und ein hartes Stück Arbeit vor uns. Dieser Wunsch ist nahezu unmöglich zu erfüllen, würde ich sagen. Das kann man leider nicht diskutieren.«

Susanne Starck nickte langsam. »Du hast bestimmt schon eine Idee, wie man die Adoption rückgängig machen kann, oder?« Sie blinzelte ihrem Sohn verschwörerisch zu.

»Ich lasse mich morgen mal juristisch beraten. Danach können wir über die nächsten Schritte nachdenken.«

»Sehr vernünftig«, sagte seine Mutter und tätschelte Starck das Knie. »Und jetzt kümmerst du dich um den Weihnachtsbaum.«

Er nickte, stand auf und begann, die Lichterketten zu entwirren. Nachdem Starck die ersten Kerzen im Baum befestigt hatte, hielt er kurz inne und brummte: »Nanu, was machst du denn hier?«

»Ich trinke immer noch meinen Tee«, antwortete Susanne Starck irritiert.

Starck lachte. »Tschuldigung, dich meinte ich nicht, sondern den Marienkäfer, der hier in den Zweigen hockt.«

»Das passiert häufig, wenn es vor Weihnachten so warm ist. Am besten, du setzt ihn raus, hier drin findet er keine Nahrung.«

»Was du alles weißt.« Starck hatte keine Ahnung von Marienkäfern, aber er vertraute seiner Mutter. Also kümmerte er sich darum, den kleinen Kerl nach draußen zu bringen.

3. KAPITEL

Karen Meier war eine zufriedene Frau.

Nicht glücklich. Nein, das Wort beschrieb ihre Situation nicht vollständig. Vielleicht, weil sie nicht so recht wusste, was sie mit dem Wort ›Glück‹ oder dem sich dahinter verborgenden Sinn anfangen sollte. Vielleicht auch, weil sie das Wort zu groß fand, um den Lebenszustand zu beschreiben, in dem sie sich gerade befand.

Von außen betrachtet war heute alles nahezu perfekt. Und die meisten Menschen hätten sie vermutlich als undankbar bezeichnet, wenn sie ihr Leben nicht als ›glücklich‹ empfand.

Denn sie hatte einen Ehemann, der sie umsorgte und große finanzielle Sicherheit bot. Und ihr Kinderwunsch hatte sich mit Greta auch endlich erfüllt. Zudem bewohnten sie alle drei gemeinsam ein wunderschönes Haus in einer guten Hamburger Wohngegend, das Karen nach ihren Vorstellungen und mit viel Liebe zum Detail eingerichtet und zu einem gleichzeitig gemütlichen und dennoch repräsentativen Heim gestaltet hatte.

Hinzu kam, dass sie jederzeit in der Lage war, sich und Greta auch ohne Stefans Geld selbst zu versorgen. Aber dass sie sich in den letzten Jahren um Greta hatte kümmern können, ohne mit Arbeitszeiten oder Kinderkranktagen jonglieren zu müssen, machte das Leben ein wenig

einfacher. Und sie genoss die Zeit mit ihrer Adoptivtochter, falsch, mit ihrer Tochter! – Auch nach der langen Zeit des Zusammenlebens hatte sie sich in ihrer eigenen Gedanken- und Gefühlswelt immer noch nicht so ganz daran gewöhnt, dass Greta nun *ihre Tochter* war. Nach außen, ja, da sagte sie selbstverständlich immer »meine Tochter«. Immerhin war mit der Adoption so etwas wie ihr Lebenstraum in Erfüllung gegangen.

Seit Greta in die Schule ging, ertappte sich Karen allerdings immer häufiger dabei, ihr Leben ohne bezahlte Tätigkeit infrage zu stellen. Keine Grundsatzfrage. Eher so ein kleiner fieser Nadelstich, der einen urplötzlich piekte, wo und wann man es nicht erwartet hatte und dadurch eine unkontrollierte Reaktion auslöste.

Vor Greta hatte sie sich das Leben als Mutter anders vorgestellt. Etwas weniger – nun ja – trivial. Und vor allem nicht so anstrengend. Wie konnte es sein, dass so ein kleiner Mensch einen an jedem Tag und in jeder Stunde vor derart viele Herausforderungen stellte?

Die Diskrepanz zwischen ihren Vorstellungen und der Realität war wirklich gewaltig. Nicht, dass Greta ein besonders anstrengendes Kind war. Da hatte Karen im Kindergarten, in der Nachbarschaft oder in der Schule ganz andere Kaliber kennengelernt. Dennoch hatte es sich als komplett irrig erwiesen, dass das Leben einfach so weiterging wie bisher, nur eben jetzt mit Kind. Niemand gab das zu. Aber alle erlebten genau dasselbe. Da war sich Karen sicher.

In diese Gedanken versunken stellte sie fest, dass der Teig schon längst fertig geknetet war und sie längst hätte das Lebkuchengewürz hinzufügen müssen. Aus dem Ofen duftete es herrlich nach den Zimtsternen, die Greta vorhin

ausgestochen hatte, sodass es Zeit wurde, das Blech herauszuholen, damit die Kekse nicht verbrannten.

Greta übte im Wohnzimmer »Morgen kommt der Weihnachtsmann« auf dem Klavier. Eine Stelle wollte nicht so richtig klappen, daher wiederholte Greta die Töne immer und immer wieder. Das kleine Kuschelschaf, bei dem das rechte Schlappohr schon ganz abgenutzt war, stand wie immer neben Greta auf dem Klavier, fast so, als würde es die Puppenmama beim Spielen beobachten.

Karen erinnerte sich daran, wie Greta damals zu ihnen gekommen war. Das kleine Mädchen hatte von einem Tag auf den anderen ihre Eltern verloren und sollte nun plötzlich bei Menschen leben, die ihr völlig fremd waren.

Greta verstand das alles nicht. Weinte oft.

Völlig verschreckt hatte sie vor Karen gestanden, einen Plüschhasen eng umschlungen. Abends beim Ins-Bett-Bringen hatte Greta dann irgendwann »Säfchen« gesagt. Immer und immer wieder. Karen war mit der Situation zwar nicht komplett überfordert gewesen, hatte aber auch nicht so richtig gewusst, wie sie damit umgehen sollte. Also hatte Karen das weiße Kuschelschaf als Geschenk für das erste gemeinsame Weihnachtsfest besorgt. Seitdem ging Greta im Haus kaum einen Schritt ohne das Schaf.

Sie verspielte sich erneut. Und obwohl Karen vorhin schon zu Greta gesagt hatte »Das ist doch überhaupt nicht schlimm, Schatz. Ich finde, du machst das ganz toll und es klingt wirklich schön«, gab sich Greta nicht damit zufrieden. Ihr Dickkopf zeigte sich auch in anderen Situationen.

Wenn sie etwas wollte, setzte sie alles daran, es auch zu erreichen. Umgekehrt konnten Karen und Stefan ebenfalls nicht viel ausrichten, wenn sich Greta in den Kopf gesetzt

hatte, keine Handschuhe anzuziehen oder sich auf keinen Fall bei dem »blöden Sören« zu entschuldigen, der ja schließlich selbst schuld daran war, im Matsch neben der Turnhalle gelandet zu sein, weil er Greta immerhin zuerst geschubst hatte. Pädagogische Elternratgeber halfen da auch nicht weiter, weil sich die Empfehlungen in den Büchern widersprachen.

In anderen Familien hieß es »Den Dickkopf hat Greta wohl vom Vater«, oder »Ganz die Mutter«. Ja, Karen und Stefan Meier wussten ziemlich genau, was sie gemeinsam oder jeweils für sich erreichen wollten oder aber ablehnten. Vielleicht hatten sie Greta diese klare Haltung vorgelebt und das kleine Mädchen hatte sich mehr abgeschaut, als die Meiers vermuteten.

Höchstwahrscheinlich lag es aber auch in Gretas Natur. Ja, in ihren Genen. Und die hatte das kleine Mädchen weder von Karen noch von Stefan.

Dennoch war das schwer zu sagen, denn Karen wusste nicht viel über Gretas leibliche Eltern, Daniela und Andreas Starck. Sie: die Tochter eines erfolgreichen Düsseldorfer Unternehmers, umgekommen bei einem Autounfall mit Fahrerflucht. Er: ein wegen Korruption verurteilter Staatsanwalt, der fünf Jahre im Gefängnis gewesen war und – sofern man den Presseberichten der letzten drei Wochen Glauben schenken konnte – ein bis in höchste gesellschaftliche und politische Kreise reichendes Netzwerk maföser Strukturen aufgedeckt hatte. Was Andreas Starck damit hatte bezwecken wollen, war Karen noch unklar, obwohl sie es gern verstanden hätte. Denn sie war immer noch dabei, Informationen zu sammeln und zusammenzustellen, um Gretas Herkunft besser zu verstehen. Nicht ohne Grund

befürchtete sie, all das würde ihr nicht guttun. Aber sie konnte nicht anders.

Vierter Advent.

Es war heimelig bei den Meiers.

Greta übte Klavier.

Karen backte Kekse.

Dicke Stumpenkerzen verbreiteten warmes Licht in den Fensternischen.

Und Stefan war eine Runde laufen gegangen.

Warum also stellte sich bei Karen kein weihnachtliches Glücksgefühl ein?

4. KAPITEL

Es gab tatsächlich Sonntage in seinem Leben, an denen er weder arbeiten noch einer gesellschaftlichen Verpflichtung nachkommen musste. Sie waren äußerst selten, aber heute – der einundzwanzigste Dezember und kürzeste Tag des Jahres – war einer von ihnen.

Giacomo Moretti, Vorstandsvorsitzender der Banca Basòdino, hatte tatsächlich am vierten Advent freigenommen, um sich wenige Tage vor Heiligabend schon einmal auf die ruhige Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr einzustimmen.

Er stand auf der Terrasse seines Anwesens und genoss die Aussicht auf den Zürichsee. Jeden Tag schimmerte das Wasser in einem anderen Grün-, Blau- oder Grauton. Gestern war der See unter dichtem Nebel verschwunden und erst in der Mittagszeit wieder aufgetaucht. Heute dominierte ein tiefer Smaragdton.

Die Banca Basòdino war eine der ältesten Privatbanken in der Schweiz und befand sich am Utoquai direkt am Seeufer. Somit konnte Moretti den See sowohl von seinem Büro als auch von seinem Privathaus aus sehen. Er liebte Wasser und Meer ebenso sehr wie die Berge. Von beidem hatte er eine Menge direkt vor seiner Haustür.

In seiner Hosentasche vibrierte das Handy. An einem Tag wie heute legte Moretti Wert darauf, keinen Klingelton

hören zu müssen. Vollständig ausschalten mochte er das Gerät aber auch nicht, weil ja immer etwas sein konnte. Er trug Verantwortung und die wog schwer.

Langsam zog er das Telefon heraus und nahm das Gespräch an.

»Ja?« Unbekannte Nummer. Dennoch ein Anrufer, der Morettis geschäftliche Mobilnummer kannte, die zwar kein Geheimnis war, aber auch nicht großflächig verteilt wurde. Bei manchen Anrufern nannte Moretti seinen Namen nicht. Dieser fiel in die erwähnte Kategorie.

»Habe ich noch einen Auftrag?«, fragte der Waran. Ebenfalls ohne Gruß.

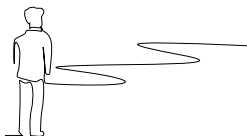
»Natürlich. Warum fragen Sie?« Moretti irritierte das Gespräch. Es nervte ihn, dass sein Auftragnehmer selbstständig den Sinn und Umfang seiner Tätigkeit hinterfragte. Er wurde fürstlich dafür bezahlt, auf Starck und seine Tochter aufzupassen.

»Weil er einen Gegenspieler selbst neutralisiert hat.«

»Ja, aber mindestens ein weiterer ist noch aktiv«, erwiderte Moretti.

»Haben beide Objekte dieselbe Priorität?«

»Nein, konzentrieren Sie sich auf die Tochter. Ohne den Vater aus den Augen zu verlieren.«



Siebenhundert Kilometer nördlich von Morettis Terrasse schaltete der Waran das Mobiltelefon aus.

Der Auftrag des Bankers hatte ihn zuletzt nur noch gelangweilt. Dennoch war der Waran natürlich an die Vereinbarung gebunden, die ein Vermögen auf sein Konto spülte.

Er hatte sich jedoch entschieden, den Auftrag nach eigenem Gutdünken zu interpretieren. Sobald der Waran einmal eine Entscheidung getroffen und somit sich selbst ein Versprechen gegeben hatte, gab es kein Zurück mehr. Denn es existierte nur ein einziger Mensch auf der Welt, dem er hundertprozentig vertraute und treu war: sich selbst.

Mit einer routinierten und fließenden Bewegung seines linken Daumens schob er die Rückseite des einfachen Handys auf und entfernte sowohl Akku als auch SIM-Karte. Letztere knickte er einmal in der Mitte durch.

Später am Tag würde er auch den Akku unbrauchbar machen. Er ließ die elementaren Bestandteile des Mobiltelefons in eine unauffällige Papiertüte fallen, zog die Nitril-Einmal-Handschuhe aus und steckte sie dazu.

Sobald der Waran wieder mit dem Auto in einer anderen Ecke Deutschlands oder Europas unterwegs war, würde er alle drei Teile an verschiedenen Orten entsorgen.

Er verwendete niemals eine Karte oder ein Mobiltelefon für zwei Telefonate. Und bei Installation und Entsorgung achtete der Waran penibel darauf, dass er keine Fingerabdrücke hinterließ.

Erstes Prinzip: Wahrung der Anonymität.